

11. Tagung der I. Landessynode  
der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland  
vom 11. bis 14. April 2013  
in Lutherstadt Wittenberg

Drucksachen-Nr. 3/1

**Bericht der Landesbischöfin  
der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland  
Ilse Junkermann**

**„... sondern die zukünftige suchen wir“**

Sehr geehrte Frau Vizepräses!  
Hohe Synode! Liebe Schwestern und Brüder!

Die Losung für das Jahr 2013 soll über meinem Bericht stehen: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebr. 13,14)

In vielen Meditationen über sie klingt eher Wehmut als Hoffnung: Wehmut über die Vergänglichkeit des Lebens. Wehmut über die Vergänglichkeit der Welt und alles dessen, was uns vertraut ist, unserer Heimat. Ja, für sichere Heimat, für geschütztes Wohnen, dafür steht die Stadt.

Und wehmütig sind wir auf dieser Synodentagung in besonderer Weise: Wir vermissen unseren Präses.

Gut, wenn wir uns Zeit nehmen, seiner zu gedenken. Heute Nachmittag im Gottesdienst, heute Abend im Abendgebet. Die Kerze leuchtet im Gedenken an ihn. Sie erinnert uns: Christus ist das Licht der Welt. Er ist das Licht, das die Finsternis des Todes durchbricht. So dass wir mit großer Herzensgewissheit auch für unseren verstorbenen Präses hoffen und sagen dürfen: „... so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtete wie der Tag. Finsternis ist wie das Licht.“<sup>1</sup>

Weil dies gilt und weil wir dies voll Vertrauen hoffen dürfen, deshalb bleiben wir nicht in der Wehmut hängen. Deshalb bleiben wir auch nicht bei der Wehmut, die in der Jahreslosung anklingt und zunächst ihr Recht hat. Vielmehr muss es sich solche Wehmut gefallen lassen, dass in ihren Klang hinein Hoffnung und Zuversicht klingen: „... sondern die zukünftige Stadt suchen wir.“

Wie sieht diese zukünftige Stadt denn aus? Und wo liegt sie?  
Es ist das himmlische Jerusalem.

---

<sup>1</sup> Psalm 139, 12

Es ist die Stadt des Friedens im gelobten Land, die Stadt, die so umkämpft ist. Diese Stadt hat bereits eine Entsprechung, nein, vielmehr ein Vor-Bild im Himmel. Am Ende der Zeit, diese Hoffnung teilen die Christen mit den Juden, am Ende der Zeit wird dieses himmlische Jerusalem sich in und über das irdische Jerusalem legen und damit die Heilszeit für alle Völker auf Erden beginnen lassen. Dann, so sieht der Seher Johannes:

(1 Und ich sah) „einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. 2 Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. 3 Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; 4 und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“<sup>2</sup>

Diese Stadt müssen, ja sollen wir nicht schaffen. Wir können sie gar nicht schaffen. Gott selbst hat sie bereits gegründet und wohnt in ihr und wird mit ihr zu uns kommen und unter uns wohnen. So brauchen *wir* sie nicht zu errichten, das ist Gottes Werk allein. Und so brauchen wir sie nicht zu *errichten*. Gott hat sie bereits gebaut.

Was aber haben *wir* dann mit ihr zu tun? Was fangen wir mit ihr an? Gerade wenn sie noch in den Himmeln ist?

Die Jahreslosung sagt uns: Sie ist uns Orientierungsgröße. Nicht die Städte, die wir kennen, nicht die Verhältnisse und Lebensbedingungen, die wir selbst aufbauen, sollen uns Ziel und Orientierung sein. Auch nicht die Kirche, wie sie geworden ist und gewachsen, wie sie beständig ist und wie sie sich verändert. Vielmehr: Die künftige Stadt soll uns Orientierung geben. Im Licht der künftigen Stadt erkennen wir, dass unsere Städte und unsere Kirche(n) nicht bleibend sind, dass sie vergehen, dass wir uns deshalb nicht an ihnen orientieren sollen. Vielmehr sollen wir uns heute an dem, was auch in der Zukunft Bestand hat, was bleibt, orientieren. Vielmehr sollen wir im Licht der künftigen Stadt hier und heute (in unserer Gegenwart) auf der Suche und auf dem Weg bleiben. In ihrem Licht und Bild finden wir Orientierung für unser Handeln und Wandeln heute.

Und in einem starken Wandel befinden wir uns heute. Wir sind aus den vertrauten Räumen unseres kirchlichen Lebens, wie es Jahrhunderte lang mehr oder weniger „funktioniert“ hat, ausgezogen bzw. sind mitten in einem solchen Auszug begriffen. In den letzten knapp hundert Jahren ist aus der Staatskirche die Volkskirche geworden. Im Kirchenkampf war sie auf der Suche nach dem richtigen Weg: Ist er als Deutsche Reichskirche oder als Bekennende Kirche der richtige? Nach der nationalsozialistischen

---

<sup>2</sup> Offb. 21,1-4

Bedrückung kam die Rückkehr zur Volkskirche. Sie endete im Osten Deutschlands bald. Unter nochmaliger großer staatlicher Bedrückung ist sie hier Beteiligungskirche geworden, nach der staatlichen Bedrückung wieder Volkskirche, „Volkskirche in der Minderheit“. Im Westen Deutschlands hat die Volkskirche zunächst über Jahrzehnte erneut an Stabilität gewonnen. Doch auch in den westlichen Kirchen wirkt nun die Postmoderne. Diese Entwicklung zeigt sich in bestimmten Phänomenen. Dazu gehört die Kritik an allen Institutionen und großen Organisationen; dazu gehört Traditionsabbruch in vielen Bereichen; dazu gehört Individualität, aus der Pluralität folgt, die Pluralität vieler Individuen; dazu gehört, dass die Gesellschaft in Milieus zerfällt, die weitgehend in sich abgeschlossen sind; dazu gehört die Infragestellung aller Selbst-Verständlichkeiten und einem daraus folgenden Zwang zur Wahl aller wesentlichen Lebensäußerungen und -gestaltungen. Auch wir als Kirche und Gemeinde haben Teil an dieser veränderten Kultur. Sie ist nicht von sich aus gut oder schlecht. (Sie hat gute und schlechte Seiten.) Die Frage ist, wie wir uns auf sie einstellen. Zu diesem großen, weltweiten Kulturwandel kommt bei uns v. a. die demographische Entwicklung hinzu und ein besonders hoher Grad an Säkularität.

Wohin unser Weg dabei gehen wird, keiner kann dies derzeit absehen. Der große kulturelle Wandel betrifft ja nicht nur die Kirche, er betrifft die ganze Gesellschaft und, in einer globalisierten Welt, alle Gesellschaften und Kulturen.

Wer nicht rückwärtsgewandt sein will, sondern nach vorne gehen und Zukunft gestalten will, kann noch nicht wirklich absehen, wohin diese Transformation geht.

„Auf der Schwelle“ – so ist das treffende Bild für diesen Veränderungsprozess von Ulrike Wagner-Rau<sup>3</sup>, der Praktischen Theologin aus Marburg. Auf der Schwelle innerhalb dieser Entwicklung sind wir.

Ja, das trifft unsere Situation m. E. gut: Aus den vertrauten Räumen sind wir ausgezogen, z. T. stehen sie leer, z. T. sind sie bereits zurückgebaut oder gar abgerissen. In neue Räume sind wir noch nicht eingezogen. Noch wissen wir nicht, welche passend und angemessen sind – und wie eine veränderte „Stadt“ als Lebensraum für alle Menschen aussehen wird und wie unsere Kirchenlandschaft sich darin ausmachen wird.

So spricht die Jahreslosung in eine Situation hinein, die uns vertraut ist: „Wir haben hier keine bleibende Stadt.“

Zugleich bietet sie uns Orientierung für unsere Suchbewegung an. Sie erinnert uns, woran wir unser Ziel ausrichten können und in

---

<sup>3</sup> Vgl. besonders dazu ihr Vortrag „'Auf der Schwelle', Aspekte einer zeitgemäßen Pastoraltheologie“ beim Dies communis und Verabschiedung des Predigerseminars aus dem Augusteum in Wittenberg am 27. Juni 2012, veröffentlicht in: Evang. Predigerseminar Lutherstadt Wittenberg, Hanna Kasparick (Hg.): Reformation und Musik, Wittenberger Sonntagsvorlesungen, Evangelisches Predigerseminar 2012, S. 93–105.

welche Richtung wir gehen sollen: „...sondern die zukünftige suchen wir.“

Beim Umgang mit Veränderungen in Kirche und Gesellschaft sollen wir uns von dieser künftigen Stadt leiten lassen. Ihr Bild soll aufscheinen in dem, was wir umbauen und neu bilden, ein echtes Vor-Bild.

So kann das, was wir dazu denken und diskutieren, keine evolutionäre oder re-revolutionäre Entwicklung sein.

So kann das, was wir über Umbau und Veränderung denken, nur prä-revolutionär sein. Es ist ein ‚Prae‘, etwas, das schon voraus scheint aus der Zukunft für heute. So haben wir die Kultur der künftigen Stadt für unser heutiges Bauen schon vor Augen für unseren Umbau. Gottes Zukunft und nicht unsere Vergangenheit oder Gegenwart.

Welche Kultur können wir nun in den Bildern erkennen, die uns der Seher Johannes vor Augen malt in seiner Vision von der zukünftigen Stadt, dem himmlischen Jerusalem? Was zeichnet sie aus? Welche Kennzeichen können wir erkennen? Kennzeichen, die wir zur Orientierung für unseren Weg heute schon brauchen und suchen können?

Folgende drei Kennzeichen können wir in dieser Vision finden:

- Gott kommt und wird alle Tränen abwischen, alles Leid wird vorbei sein. Es geht um Menschen und ihr Wohlergehen, es geht um eine lebensfreundliche Atmosphäre, um Hinwendung und Zuwendung zu denen, die Leid tragen und die weinen, die schreien und Schmerzen leiden. Es geht um Liebe. Das ist das erste Kennzeichen der neuen Stadt und ihrer Kultur: es ist personenbezogen. Es geht um Lebensfreundlichkeit. Es geht darum, von den Menschen auszugehen.
- Gott wird sein Zelt in dieser Stadt aufbauen, seine „Hütte“, wie Martin Luther übersetzt, bei den Menschen aufschlagen. Also: Gott wird bei den Menschen ganz nah wohnen. Und er wird ein leichtes Haus bewohnen, damit er und die Menschen miteinander auf dem Wege bleiben können. Ob dort dann eine reine Geh-Struktur herrschen wird? So wie Gott zu den Menschen geht und dort Wohnung nimmt? Die Strukturen in dieser Stadt sind jedenfalls bewegliche Strukturen. Sie sind leicht. Sie sind offen für Veränderung. Dies ist ein zweites Kennzeichen der künftigen Stadt und ihrer Kultur: Es ist auf Strukturen bezogen.
- Und ein drittes Kennzeichen ist das geistliche Leben in dieser Stadt. Wenn Gott bei den Menschen ganz nah wohnen wird, dann ist die Beziehung zwischen ihm und den Menschen und auch zwischen den Menschen endlich innig. Dann ist die Frage, wo Gott denn sei und wie man ihm begegnen könne, verschwunden. Dies ist das dritte wesentliche Kennzeichen



Es geht um Menschen. Es geht um ein menschliches Leben. Es geht darum, dass Menschen Lebensfreundlichkeit erleben. So legt uns die Suche nach der zukünftigen Stadt die Frage vor: Wie lebensfreundlich erleben die Menschen in unseren Gemeinden und in unserer Kirche die Situation und die Arbeitsbedingungen? Wie lebensfreundlich erleben die Menschen um die Gemeinde herum und außerhalb von Gemeinde und Kirche das Leben bei uns? Und was gehört zu solcher Lebensfreundlichkeit?

### **1. Lebensfreundlichkeit: auch Trauer darf gezeigt werden.**

In einer der Zusammenkünfte kann eine Pfarrerin ihre Tränen beim Erzählen nicht zurückhalten. Zu sehr drückt und drängt, was sie alles tun und bewältigen sollte. Eine halbe Schulstelle, zur anderen Hälfte Gemeindepfarrdienst in fünf Kirchengemeinden mit insgesamt ca. 300 Gemeindegliedern, dazu noch Mitverantwortung im Kirchenkreis und jetzt kommt auch noch eine Vakanzvertretung dazu. Die Gemeindeglieder erleben die Pfarrerin nur noch gehetzt, dabei haben sie großes Verständnis für ihre Situation. Die Pfarrerin hat den Eindruck von sich selbst, dass sie den Anforderungen kaum genügen kann. Obwohl der Dienstauftrag insgesamt nicht zu groß ist, sind doch die Anforderungen der vielen Teile zu unterschiedlich. So hat sie kaum noch Freude am Gelingen.

Das Referat Personalentwicklung, die Pröpste, die Superintendentinnen und Superintendenden und Sie als Synodale - Sie alle könnten solche Geschichten erzählen.

In meinem Bericht vor einem Jahr habe ich diese Lückenbüßersituation bereits ausführlich geschildert und will es hier nicht wiederholen.

Vielmehr will ich fragen: wo ist bei uns Zeit und Raum für den Schmerz in solchen Situationen? Welche Zeit und welche Räume gibt es für Trauerprozesse? Für Zusammenkünfte, bei denen Tränen fließen dürfen? Für gegenseitige Empathie und Anteilnahme? Für „Geschrei“ und Schmerz.

Ja, ich fürchte auch, dass man dann aus dem Klagen nicht herauskommt. Ja, ich sehe auch, wie viele bei der Klage stecken bleiben.

Doch ich frage: Wie viel hat dies damit zu tun, dass es für die Klage kein Gegenüber gibt. Dass niemand da ist, der sagt: ‚Ich sehe Deine Tränen‘ ‚Ich verstehe Deinen Schmerz.‘ ‚Ja, das ist schade, dass die Kräfte nicht mehr für alles reichen, nicht mehr mit allem, was noch dazu gekommen ist.‘ ‚Nein, es ist nicht Dein Unvermögen, dass Du das jetzt nur noch mit Mühe und Not schaffst.‘

Es geht eben nicht darum zu fragen, wer mehr Kraft hat, die Veränderungen zu bewältigen. Ich bin überzeugt, es macht allen zu schaffen, Abschied zu nehmen von bisherigen Bildern, von Bildern, die getragen haben, die prägend waren, die vertraut sind. Sich

davon zu lösen, schmerzt und kostet Kraft. So ist es geradezu eine Stärke, mit Bisherigem aufhören zu können.<sup>5</sup>

Darin zeigt sich Lebensfreundlichkeit: die Belastung ernst nehmen. Nicht einfach immer weiter machen. Vielmehr kann gerade durch das Eingeständnis, dass vieles auf Dauer nicht einfach „weiter so“ zu bewältigen ist, überhaupt erst Raum in Herz und Verstand entstehen, sich auf die Suche nach Neuem zu machen.

Gewiss gibt es Menschen, die manches schneller verschmerzen; die, die sich mutiger nach vorne wenden können; die Ideen haben und Unterstützung von ihrer Mitwelt bekommen.

Und es gibt die, die erst einmal eher mutlos werden. Die wievielte Veränderung wird jetzt zugemutet? Kaum ist eine neue Struktur erreicht, kommt schon die nächste!

Beide, die eher Mutigen und die eher Mutlosen, brauchen einander, im gegenseitigen Respekt. Damit die einen sich nicht zu schnell verausgaben mit dem Neuen und damit die anderen nicht von ihrer Mutlosigkeit ausgelaugt stehen bleiben.

Sie kennen mich, dass ich gerne mutig nach vorne denke und in den Schwierigkeiten die Chancen, wenn auch als schwache Pflänzlein, schon durch den harten Boden der Realität durchbrechen sehe.

Aber an jenem Abend bin ich bewegt und nachdenklich nach Hause gefahren. Denn ich habe gespürt: Es war gemeinsam Raum für das Schwere und die Lasten. Das hat die Gemeinschaft gestärkt. Darin liegt das Geheimnis, auf Neues zuzugehen. Der Begleiter der Gruppe, Prof. Knieling vom Gemeindegemeinschaft der VELKD, hat den Menschen in dieser Gruppe ihre Trauer nicht ausgedrückt, Atemlosigkeit und Erschöpfung durften gezeigt werden.

Und ganz am Ende des Abends kam dann die Frage:

Wenn wir Neues erproben und an rechtliche Grenzen stoßen, dürfen wir mit Ihrer Unterstützung rechnen?

Wir haben gebeten, dass die Mitglieder dieser zwei Gruppen uns dies dann konkret zurückmelden.

So möchte ich dies festhalten:

Wenn wir zu schnell über Trauer und Erschöpfung, über Schmerz und Geschrei hinweggehen und die Menschen es so erleben, dass eine Strukturveränderung nach der anderen über sie kommt, ohne dass es für sie und ihr Erleben auch Raum gibt, dann wird die Stimmung überschattet von dem nicht oder zu wenig Gelebten. Dann kommt bei ihnen als Botschaft an, das Bisherige sei nicht richtig und nichts wert gewesen, weil es so, wiederum gefühlt, schnell von Neuem abgelöst werden muss. Wenn dann über dem, was bisher und lange gut war, insgesamt ein schlechtes Vorzeichen leuchtet, dann kränkt das sehr; und dann kann nur noch schwer vermittelt werden, dass trotz Veränderung über dem Bisherigen ein positives Vorzeichen stehen bleiben kann.

---

<sup>5</sup> So wie es auf landeskirchlicher Ebene ja geschehen ist: mit den alten Strukturen aufhören und zu einer neuen Gemeinschaft mit neuer Struktur zusammenfinden, nur so ist die EKM geworden.

Was wir aus der Einzelseelsorge wissen, sollten wir auch für die Gemeinde- und auch für die Struktur-Seelsorge beherzigen: Ein Trauerprozess braucht Zeit. Keine Phase kann übersprungen werden.

Die Karwoche, die ganze Passionszeit lehrt uns: Gott schafft Leben durch Leiden und den Tod hindurch – aber nicht daran vorbei. Die 5. Strophe des Liedes bittet deshalb: Komm in unser dunkles Herz, Herr, mit deines Lichtes Fülle; dass nicht Neid, Angst, Not und Schmerz deine Wahrheit uns verhülle, die auch noch in tiefer Nacht Menschenleben herrlich macht.

So zeigt sich darin die Lebensfreundlichkeit, die aus der zukünftigen Stadt herüber scheint: dass wir im Licht der Wahrheit Gottes Schmerz und Dunkel zulassen können.

Zu diesem „Dunkel“ gehört auch, dass wir mit aller Nüchternheit wahr- und ernst nehmen:

Das Bild vom Pfarrerberuf wird zunehmend negativ, denn zu viele Lasten liegen auf ihm. Als ob dieser Beruf alles richten könne. Und zeitgleich macht sich in unserer Kirche mancherorts eine Negativstimmung gegen den Pfarrberuf breit: Er sei zu gut bezahlt, die Pfarrerinnen und Pfarrer würden die Welt nicht kennen, sie sollen sich nicht so anstellen.

Das und anderes wirkt negativ auf die nächste Generation.

Der Vertreter einer theologischen Fakultät berichtet, wie nicht wenige der schon wenigen Pfarramtsstudierenden ins Lehramtsstudium wechseln. Und er führt aus: Wenn zur theologischen Qualifikation die Erfordernis kommt, dass der Partner oder die Partnerin getauft sein muss, dass die Wahl des Wohnorts stark eingeschränkt wird (durch die Residenzpflicht), dass die Arbeitszeiten und die Arbeit selbst so wenig einschätzbar sind, dass die, die im Amt sind, mehr klagen als Zukunftsperspektiven und Gestaltungsmöglichkeiten sehen – dann wollen nicht wenige rechtzeitig ihre Berufswahl korrigieren.

Und viel anders ist es nicht für die anderen Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst. Wir beobachten, dass Stellen für Gemeindepädagoginnen und -pädagogen schwer zu besetzen sind. Zu zerstückelt sind die Dienstaufträge. Und, das Berufsbild wird unklar, der Nachwuchs wird weniger. Vergleichbares gilt für Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker. Und auch viele Ehrenamtliche erleben, dass sie auffangen sollen, was nicht mehr hauptberuflich abgedeckt werden kann, das erschöpft auch sie.

Diese Situation ansprechen, aussprechen, ernst nehmen, das ist Voraussetzung, zu Neuem zu kommen; wirklich vom Rückbau zum Umbau zu kommen, Umbau in Räume, in denen eine Grundatmosphäre von Lebensfreundlichkeit herrscht.



Deshalb, um der Menschen willen, ist es wichtig, Grenzen zu ziehen und zu sagen: ‚Diese Stückelung und diese Struktur gehen nicht mehr‘. Lasst uns anderes probieren.

Sonst sind wir, so fürchte ich, auf Dauer eine erschöpfte und müde Kirche.

Wenn wir nicht an die Grenzen des Alten stoßen, gehen wir auch nicht „über den Jordan“<sup>6</sup>, kommen wir nicht an ein anderes Ufer, in andere Räume.

„Kirche geht über den Jordan“, in diesem Buchtitel finde ich treffend gut die gemischten (ambivalente) Gefühle ausgedrückt: ‚Hilfe, wir gehen unter‘ und ‚sieh, dort am anderen Ufer tut sich neues Land auf, gibt es neue Perspektiven!‘

Ja, in Veränderungen und Verluste dürfen andere Klänge hinein klingen: Klänge von Hoffnung und Zuversicht.

Was also sind dann lebensdienliche Arbeitsformen und Dienstgestaltungen?

## **2. Lebensfreundlichkeit: gute Köpfer, keine Allesköpfer im hauptberuflichen Verkündigungsdienst**

Der sächsische Theologe Dietrich Mendt bedauert in einem Aufsatz aus dem Jahr 2000, dass tragfähige Erfahrungen verloren gehen. Er schreibt „...wenn heute die östlichen Landeskirchen über Strukturveränderungen nachdenken, so vermeiden sie nach meiner Beobachtung sorgfältig, auf vorhandene Erfahrungen und Dokumente aus der Zeit bis 1989 einzugehen.“<sup>7</sup> Deshalb berichtet er von Erfahrungen und Experimenten aus der sächsischen Landeskirche in der DDR-Zeit.

Ich stimme ihm zu: Es ist Zeit, die damaligen Überlegungen und Erfahrungen genau anzusehen und zu prüfen, ob und wie sie geeignete Elemente für den Umbau sein können.

Propst Hackbeil hat dies für eine Einheit über Ämter und Dienste auf der letzten Ordinandentrüste getan. Er hat uns von der

---

<sup>6</sup> Christian Hennecke: Kirche die über den Jordan geht, Expeditionen ins Land der Verheißung, 2011, aus der Kurzbeschreibung: „Kirche, die über den Jordan geht. Der Titel klingt doppeldeutig, beschreibt aber eine eindeutige Richtung: Das Volk Israel, das aus der Sklaverei in Ägypten aufgebrochen ist in das verheißene Land, findet sich in der Wüste wieder. Zweifel, Murren, rückwärtsgewandte Sehnsucht behindern den weiteren Weg Gottes mit seinem Volk. Die Situation unserer Kirche ähnelt dem biblischen Szenario. Der Exodus liegt hinter uns, unser Ort ist die Wüste. Wie geht es weiter? Wie in der biblischen Erzählung gibt es auch heute Kundschafter, die von Expeditionen ins verheißene Land berichten können. Die ersten Früchte und Erfahrungen einer neuen Kirchengestalt werden sichtbar. In Konturen wird die Zukunft erkennbar, in die Gott uns führen will. Dieses Buch lädt ein, der Führung Gottes zu vertrauen, also: aus der Wüste aufzubrechen, den Jordan zu überschreiten und den Einzug in das noch weithin unbekannte Land der Verheißung zu wagen.“ Zum Autor: Dr. Christian Hennecke geb. 1961, ist seit 2006 Regens im Priesterseminar von Hildesheim. Nach Studium der katholischen Theologie in Münster und Rom war er einige Jahre Kaplan und Pfarrer in Gemeinden in Norddeutschland.

<sup>7</sup> Dietrich Mendt: Konzeptionelle Überlegungen zur Struktur einer Minderheitskirche, in: Vertraut den neuen Wegen, Festschrift für Klaus-Peter Hertzsch zum 70. Geburtstag, Leipzig 2000, S. 213

grundlegenden Einsicht berichtet, dass nicht nur ein Amt, dass vielmehr verschiedene Ämter und Dienste zur Entfaltung des Allgemeinen Priestertums und zum Aufbau der Gemeinde beitragen sollen. Auf der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR 1975 in Eisenach wurde beschlossen, angesichts der bedrängenden Situation und im Anschluss an Barmen IV den Verkündigungsdienst neu zu ordnen. Es war klar: Eine Kirche, die allein vom Pfarramt her denkt, können wir nicht durchhalten. Wenn Diakone zu Pfarrern gemacht werden, dann stimmt in der Kirche etwas nicht. Eine Arbeitsgruppe unter Konrad von Rabenau hat am Gemeindebild und den Berufsbildern gearbeitet – unter der Einsicht: Kirche muss ihre Kräfte zugleich zusammenfassen und entfalten. Als Gemeindebild entwickelte diese Arbeitsgruppe ein Gemeindeverständnis, dass die Ortsgemeinde sich aus kleinen Gruppen zusammensetzt, auch in Gruppen auf der Ebene der Region sich finden kann. Sie knüpfte an Überlegungen von Generalsuperintendent Jacobs von 1965 an, der die Kirche im Jahr 1985 als Gemeinde aus Hauskreisen sah. Als Berufsbild entwickelte die genannte AG das Bild von der „Gemeinschaft der Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst“. Es sollte keine Rückkehr geben zu Berufen unterhalb des Pfarramts, vielmehr sollten alle Ämter und Dienste gleichgestellt sein. Entsprechend der Aufgabenbereiche im Verkündigungsdienst sollten die kirchlichen Berufe ausgebildet und profiliert werden. So waren folgende Berufe vorgesehen: Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge, Gemeindepädagoge. Alle sollten nach einer gleichen theologischen Grundbildung ihre spezifische Aufbaubildung erhalten. In ihrem Dienst sollten sie alle in einer Doppelfunktion arbeiten: Mit einer Aufgabe am einzelnen Ort und als Spezialist in einer größeren Region. Ehrenamtliche vor Ort sollten zunehmend als Bezugspersonen für die Gemeinde nach innen und nach außen befähigt werden. Bei der Bundessynode in Görlitz wurde 1977 diese Konzeption beschlossen. Wir wissen: „Nur“ der Beruf Gemeindepädagoge bzw. Gemeindepädagogin ist wirklich neu entwickelt worden. Die Kirchenmusiker haben sich offenbar ‚erfolgreich‘ gegen diese Veränderung des Berufsbilds gewehrt (wobei ich sie ganz stark als Teil des Verkündigungsdienstes erlebe!), die Diakone sind oft Pfarrer geworden. Allerdings ist auch die Arbeit in regionalen Bezügen entwickelt worden. Und auch die „Schlüsseltugenden“ Kommunikation und Kooperation haben eine Stärkung erfahren.

M. E. lohnt es sich, an diese Überlegungen heute wieder gezielt anzuknüpfen. Es ist ja bereits in den Regionen mit großflächigen Gemeindestrukturen deutlich: Es ist gut, wenn verschiedene Personen und Professionen sich den hauptberuflichen Dienst und Arbeitsbereiche teilen.

Allerdings braucht es eine lebensfreundliche Entsprechung auf Seiten des allgemeinen, nicht-beruflichen Verkündigungsdienstes. Deshalb

### **3. Lebensfreundlichkeit: gute Könner, keine Alleskönner im allgemeinen Verkündigungsdienst**

In römisch-katholischen Gemeinden in Frankreich wurde ein Modell entwickelt, das verhindern soll, dass Ehrenamtliche nun die Alleskönner sein sollen und bis zur Selbstaufgabe bzw. Aufgabe der missionarischen Verantwortung Gemeinde erhalten.<sup>8</sup> Jede Gemeinde muss aus eigener Kraft fünf Aufgabenbereiche abdecken können und dafür fünf Menschen gewinnen, die darin Verantwortung in der Gemeinde übernehmen.

Es sind dies die Aufgaben:

- a) Koordination der Gaben und Aufgaben, sowohl innerhalb der Gemeinde als auch der Gemeinde mit den anderen örtlichen Gruppen und Verantwortlichen und mit den Hauptberuflichen, die der Gemeinde zugeordnet sind.
- b) Finanzen und weitere Ressourcen: der Schatzmeister.

Diese beiden Aufgaben werden durch Wahl vergeben. Jeder getaufte und gefirmte Christ kann gewählt werden. Für die folgenden drei Aufgaben werden die Menschen berufen von Verantwortlichen, die die Gemeinde gut kennen:

- c) Die Aufgabe, für das Gebet und das geistliche Leben in der Gemeinde zu sorgen.
- d) Die Aufgabe der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenbildung als ‚Freude am Evangelium wach halten‘.
- e) Die Aufgabe, für den diakonischen Blick und das diakonische Handeln der Gemeinde zu sorgen.

Diese fünf sollen als eine ‚belebende Zelle‘ in der Gemeinde wirken und den missionarischen Auftrag der Gemeinde, dass sie den Menschen die frohe Botschaft in Wort und Tat schuldig ist, lebendig halten.

Denn das ist ihre Aufgabe: mit ihrem lebensfreundlichen Leben miteinander die Lebensfreundlichkeit Gottes den Menschen in der Nähe in Wort und Tat zu bezeugen. Das kann sie in jeder Größe – sofern diese fünf Aufgaben von Menschen aus der Gemeinde übernommen werden können. So ist mit diesem Modell auch eine Diskussionsgrundlage und ein Maßstab dafür gegeben, unter welchen Bedingungen eine Gemeinde vor Ort selbstständig und lebensfähig sein kann – oder auch nicht (mehr).

Und es ist ein Modell dafür gegeben, was dann Aufgabe von hauptberuflich Mitarbeitenden ist. M. E. ist es nur noch eine kleine Brücke dorthin, die wir allerdings sehr bewusst bauen müssen, dass die Hauptberuflichen die Nichtberuflichen, die Beauftragten in den Gemeinden in ihrem Dienst zurüsten und sie dabei unterstützen. Diese fünf Aufgaben, wie sie in römisch-katholischen Gemeinden in Frankreich definiert wurden, sind ziemlich nah bei denjenigen vier, die die Gemeinschaft im Verkündigungsdienst ausmachen. Wir könnten auch von den vier Funktionen von Kirche aus der weltweiten ökumenischen Diskussion ausgehen: Gotteslob (in

---

<sup>8</sup> Reinhard Feiter, Hadwig Müller (Hg.): Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, 5. Auflage 2012 Ostfildern. Ich verdanke den Hinweis auf dieses Buch und Modell Herrn Prof. Rainer Knieling vom Gemeindkolleg der VELKD in Neudietendorf.

fröhlichen und ansprechenden Gottesdiensten), Zeugnis (in der Öffentlichkeit), Gemeinschaft (diakonisches Zeugnis vor Ort), Dienst (Aufgabenverteilung, Koordination).<sup>9</sup>

Wie man die Grundaufgaben auch nennt und in wie viele aufteilt: mehr Lebensfreundlichkeit zeigt sich in allen Systematiken darin, dass der Verkündigungsauftrag *aller* in der Mitte steht, und nicht ein Amt oder nur der der Hauptberuflichen.

Und Lebensfreundlichkeit zeigt sich dann darin, dass dieser Verkündigungsauftrag geteilt wird: zwischen nicht-beruflichen und beruflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, und in Schwerpunktaufgaben.

Lebensfreundlichkeit zeigt sich dann in **Kooperation**.

Eine solche Schwerpunktsetzung wäre für alle Beteiligten, auch für die Menschen im beruflichen Verkündigungsdienst, eine echte Entlastung und würde die Freiräume geben, die die Begleitung von Menschen unter dem Wort Gottes braucht.

*Ist das die Umbaustrategie, die wir brauchen? Nicht die festen Räume und Baupläne vorzuzeichnen, vielmehr die Bauleute, die es braucht, zu bestimmen und um sie besorgt sein?*

Ja, viele solche Bauleute gibt es bei uns und Initiativen und Ideen, sie in ihrem Dienst zuzurüsten und zu begleiten. Ich zähle nur einmal auf, ohne Anspruch auf Vollständigkeit:

Zu den beruflichen Mitarbeitenden kommen die nichtberuflichen im Verkündigungsdienst als Prädikanten und Lektoren, als ordinierte und nicht-ordinierte; dazu kommen die weiteren, die Gottesdienste halten und Andachten, die neue geistliche Formen entwickeln. Das Andachtsprojekt aus dem Kirchenkreis Schleiz wie die Gemeindeagende aus Egelshausen passen in dieses Bild, die vielen Engagierten bei den „Gottesdiensten in allen Kirchengebäuden“ einmal pro Jahr; ich denke an den Bericht über Claudia Gedat in Leimbach in unserer Kirchenzeitung, die die Kinderstunde neu belebt hat und mit großer Freude hält. Ich denke an das Programm „Mäkfit“ für junge Mitarbeiter im Kirchenkreis Greiz und an das Programm „Jugendliches Ehrenamt und vernetzte Jahrgangsstufen“ aus Ilmenau, wenige Beispiele von vielen, die auf dem Gemeindekongress und in unserer Kirchenzeitung zu finden waren. Ich denke an die Ausbildungen zu Kirchenführern und „Lutherfindern“, ich denke an die Ehrenamtsakademie im Kirchenkreis Wittenberg. Ich denke an die vielen, die in den Gemeindekirchenräten nun Bilanz ziehen über die letzten sechs Jahre und die Neuwahl vorbereiten.

Ich denke an den Konsultationstag zum Thema „Diakonat“, auf dem über siebzig Menschen aus den verschiedenen Bereichen über

---

<sup>9</sup> Diese hat Propst i. R. Dr. Heino Falcke bei der Tagung „Vom Rückbau zum Umbau?“ der Evang. Akademie Thüringen am 9. März 2013 in Weimar vorgeschlagen.

diesen Dienst diskutiert haben. Ich denke an unser Lektoren- und Prädikantengesetz, das mit Leben gefüllt wird. Und ich denke an die sog. strategischen Überlegungen aus dem Landeskirchenrat. In den Szenarien für das Themenfeld Amt heißt es u. a.: „Der Weg vom qualifizierten Hauptamt hin zum gabenorientierten Neben- und Ehrenamt muss gegangen werden. ... Das Hauptamt bekommt die Funktion der Erwachsenenbildung / Mentorierung.“<sup>10</sup> Nicht zuletzt auch der Beschluss dieser hohen Synode zum letzten Bischofsbericht hat diesen Gedanken gestärkt: Gemeinde vom Allgemeinen Priestertum her zu denken und alle Hauptberuflichen diesem Dienst zuzuordnen.

#### **4. Lebensfreundlichkeit: Menschen können kommen und gehen**

Lebensfreundlichkeit zeigt sich auch, wie offen wir in Gemeinde und Kirche hin zur Mitwelt sind. Wie dürfen Nicht-Getaufte am Leben und Gestalten der Gemeinde teilnehmen? Wie werden die vielen Taufzeugen bei Taufen, die selbst nicht getauft oder Kirchenmitglied sind, für ihren Zeugendienst und ihre Begleitung der Getauften gesegnet und begleitet? Wie offen und sorgsam gehen wir mit Menschen um, die Begleitung in den Wechselfällen des Lebens, bei Kasualien suchen? Diese Fragen reichen schon hinüber zu den geistlichen Kennzeichen. Sie gründen im Kennzeichen der Lebensfreundlichkeit. Es geht darum, von den Menschen auszugehen, weil Gott zu den Menschen kommt.

Es gibt viele, v. a. regionale Gottesdienste und Projekte, die niedrigschwellig sind, zu denen besonders gerne Menschen kommen, die nicht zur Gemeinde und nicht zur sog. Kerngemeinde gehören. Ich denke an die Taizégottesdienste im Kirchenkreis Mühlhausen und die dort angebotenen „Exerzitien im Alltag“, ich denke an die vielen Gottesdienste zum Valentinstag und zum Martinsfest, ich denke an den Projekt-Gospelchor von Kantorin Hedwig Geske in Magdeburg, ich denke an die Berichte des Ostthüringer Pfarrers, wie groß die Nachfrage nach Kasualien wird, wenn er auf diese einen Schwerpunkt legt und sich Zeit nimmt.

#### **5. Lebensfreundlichkeit: einander beistehen und Lebensfeindlichkeit widerstehen und etwas riskieren**

Ja, auch darin leuchtet die künftige Stadt auf, dass wir Lebensfeindlichkeit widerstehen. Dass dies bei aller Entschiedenheit immer unter Ausschluss von Gewalt zu geschehen hat, ist ohne Frage.

In diesen Wochen und Tagen bedrückt mich mit vielen anderen Menschen besonders, dass einer unserer Pfarrer, Jugendpfarrer Lothar König aus Jena, vor Gericht steht. Er hat sich innerhalb

---

<sup>10</sup> Nicht veröffentlicht, s. Unterlagen zu TOP 7 Strategische Planung der Arbeit des Landeskirchenrates in der Sitzung am 9./10. März 2012

seines Dienstes mit Jugendlichen und Jungen Erwachsenen in eine Situation begeben, um im Dienst von Lebensfreundlichkeit gegen rechtsextrem geprägte Lebensfeindlichkeit zu protestieren. Damit ist er bewusst in eine Situation hineingegangen, die für ganz unterschiedliche Deutungen offen ist, zumal in der Nähe von gewalttätigen Demonstranten. Ich bin mit vielen anderen froh, dass nun vor Gericht ein rechtsstaatlich gut begründetes Urteil gefunden werden kann.

Allerdings werte ich es als ein Krisenzeichen für unsere demokratische Gesellschaft und für zivilgesellschaftliches Engagement, wenn bereits die Anwesenheit bei solchen Protesten gegen rechtsextremes Gedankengut strafrechtliche Konsequenzen haben kann. Unsere Gesellschaft braucht das zivilgesellschaftliche Engagement vieler Menschen gegen bedrohliche, rechtsextreme Entwicklungen und gegen Aktionen, die einzelne Menschen bedrohen und auch vor Morden nicht zurückschrecken.

Viele unserer Gemeindemitglieder und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zeigen Gesicht gegen rechtsextreme, menschenfeindliche, antisemitische Äußerungen. Sie sind z. T. heftigen Bedrohungen und auch Übergriffen ausgesetzt. Gerade wenn Menschen bzw. ihr Handeln und ihr Einsatz angefragt werden, stehen wir als Christen in einer geschwisterlichen Verantwortung füreinander. In der Fürbitte können wir diese Anteilnahme aneinander aufnehmen und vor Gott bringen. So bitte ich die Gemeinden um die Fürbitte für Lothar König und für alle, die in diesem Verfahren nach einem gerechten Urteil suchen und für die nicht wenigen, die ebenfalls von Strafanzeigen betroffen sind, aber keinen bekannten Namen haben.

Hohe Synode,  
Lebensfreundlichkeit, von den Menschen ausgehen, das ist das erste Kennzeichen der künftigen Stadt.  
Diese Signatur in unsere Welt tragen, das ist unser Auftrag.  
Ihm ist alles, was wir tun und lassen, bauen und einreißen, planen und wieder aufgeben, zuzuordnen. Wie jede Generation von Anfang der Geschichte der Kirche an gelingt dies dann gut, wenn Kirche und Gemeinde auch diese Botschaft lebt und dies auch in ihren Strukturen deutlich wird.

So komme ich zum 2. Kennzeichen der künftigen Stadt und ihrer Kultur: es ist auf Strukturen bezogen.

## **II.: „Komm in unser festes Haus, ... mach ein leichtes Zelt daraus ...“<sup>11</sup> - Strukturelle Kennzeichen**

---

<sup>11</sup> EG 428, 4: Komm in unser festes Haus, der du nackt und ungeborgen. Mach ein leichtes Zelt daraus, das uns deckt kaum bis zum Morgen; denn wer sicher wohnt vergisst, dass er auf dem Weg noch ist.

Schon die Jüngerinnen und Jünger lernten bei Jesus, mit ‚leichtem Gepäck‘ unterwegs zu sein. Auch in der zukünftigen Stadt verzichtet Gott auf feste Strukturen und wird in einem Zelt unter den Menschen wohnen. So weist er uns den Weg in leichte, veränderbare Strukturen.

Eine Frage nach unseren Strukturen liegt im Verhältnis der Gemeinde vor Ort und dem Miteinander in der Region.

### **1. Leichtes Zelt: Gemeinde vor Ort – Miteinander in der Region**

Hier geht es längst nicht mehr um die Frage des „Ob“, hier geht es vielmehr um das „Wie“.

Wie soll dieses Verhältnis zwischen der Gemeinde vor Ort und dem Miteinander im Kirchspiel und dem Miteinander in der Region bestimmt werden?

Bei den Gesprächsrunden sind so viele Modelle erzählt worden, wie Menschen da waren.

- Es gibt mehr als einen Kirchbauverein, der bewusst regional arbeitet – für alle Kirchengebäude in der Region.
- Da ist ein Kirchspiel mit einer Stadtgemeinde und sechs Dorfkirchengemeinden mit zehn Dorfkirchen und acht regelmäßigen Predigtstellen in 25 Dörfern. Durch eine Kirchspielfahrt, z. T. mit dem Fahrrad, von den Ältesten angeregt, hat man sich besser kennengelernt – und kommt nun gerne zueinander. Für jede Kirche gibt es einmal im Jahr einen besonderen Höhepunkt, zu dem die anderen kommen und mithelfen. Der Pfarrer hat den Schwerpunkt auf die Begleitung und Gestaltung von Kasualien gelegt. Die Menschen, denen er dort begegnet, kommen häufig zu den örtlichen ‚Höhepunkten‘ wie z. B. den regelmäßigen Krabbelgottesdiensten wieder. Und er hält v. a. die Gottesdienste mit den weniger Besuchern, die Lektoren und die Ruheständler kommen in die größeren Gottesdienstgemeinden.
- Da ist eine Region mit 17 Gemeinden. Das Bild vom ‚wandernden Gottesvolk‘ hilft, in der Region miteinander und zueinander unterwegs zu sein, auch zu den Gottesdiensten. Mehr als zwei pro Sonntag gibt es nicht. Die Pfarrerin sagt: „Wenn ich die Vielzahl der Gottesdienste mit kleinen Zahlen weiter ‚durchziehe‘, fehlt die Kraft zum inneren Gemeindeaufbau über Glaubenskurse, andere besondere Gottesdienste, Exerzitien und geistliche Übungen, Einzelseelsorge“. Allerdings gibt es für jeden Ort jeweils etwas vor Ort und gemeinsame Angebote, für die es ‚Bedarfshaltstellen‘ gibt. Und die kleine Zahl wird gebeten, für den Gemeindeaufbau zu beten. Sie treffen sich zu Gebetsgemeinschaften. Vieles ist aufgelebt, was in den einzelnen Gemeinden darniederlag: ein Regionalchor,





Gottesdiensten auch Menschen, die in die mit kleinerer Zahl nicht kommen, die Schwelle ist zu hoch. „Es war ein harter Kampf, zu diesem Modell zu kommen“, sagte der Pfarrer.

- Eine Pfarrerin im Entsendungsdienst wurde auf eine Stelle gesandt, die von drei Stellen auf eine gekürzt wurde und für die sich trotz mehrerer Ausschreibungen keine Bewerbung fand. Für sie war es eine große Hilfe, dass die Superintendentin ihr und den Gemeinden den Rahmen gesetzt hat: nicht mehr als zwei Gottesdienste am Sonntag, keinen nachmittäglichen mehr.
- Eine Gemeindepädagogin macht sich dafür stark, dass die Gemeinden Verantwortung für den Gottesdienst haben. Ihre Erfahrung ist: Es finden sich Menschen vor Ort, die bei entsprechender Lektorenschulung gerne die Gottesdienste übernehmen, die aber oft von den Gemeindekirchenräten nicht gesehen und angesprochen werden. Sie plädiert dafür, dass auch die Gemeindekirchenräte einen Blickwechsel brauchen und den Gemeindegliedern mehr zutrauen.

## **2. Leichtes Zelt: Besondere Orte und Gemeinden besonderer Art**

Durch die Arbeit und das Miteinander in der Region entstehen neue Gemeindeformen. Menschen, die sich weniger parochial zuordnen, vielmehr nach ihren Bedürfnissen.

Regionen, in denen besondere Orte sind, brauchen auch entsprechende Stellenanteile. Wie gelingt es in den Kirchenkreisen, noch einmal eigene Kriterien für die Stellenpläne zu entwickeln?

Dass für den Umbau Stellenanteile frei werden, dass auch der Stellenplan ein „leichtes Zelt“ ist und es Hauptberufliche gibt, die mit den Menschen und ihren Bedürfnissen gehen können.

Auch für besondere Orte und Gemeinden besonderer Art, die kirchenkreisübergreifend ausstrahlen, braucht es m. E. auch besondere landeskirchliche Stellenanteile. Auch wir brauchen in einer pluralen Gesellschaft vielfältige Strukturen, Strukturen, die für Pluralität offen sind.

Dort, wo besondere Orte ausgebaut werden und mit geistlichen Angeboten gefüllt, zeigt sich: Sie ziehen Menschen an. Menschen kommen, die auf der Suche sind, die unterwegs sind und sich nicht binden wollen, die aber gerne kommen und gehen und kommen und gehen.

## **3. Leichtes Zelt: leichte Verwaltung**

Zum leichten Zelt gehört auch eine ‚leichte Verwaltung‘. Eine Verwaltung, die vor Ort auch von nicht-beruflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ausgeübt werden kann, die bei komplexen und schwierigen Vorgängen bei den Beruflichen und Ausgebildeten Unterstützung finden bzw. diese an sie übergeben kann.

Liebe Schwestern und Brüder,  
welche geistlichen Räume sich öffnen bei einer Kultur der  
Lebensfreundlichkeit, die von den Menschen ausgeht, und bei  
Strukturen, die sich ein Vor-Bild an Gottes leichtem Zelt nehmen.  
Deshalb will ich beim folgenden 3. Abschnitt manches bereits  
Gesagte nur kurz in Erinnerung rufen:

### **Ad III. „... dass, wer keinen Mut mehr hat, sich von dir die Kraft erbitte...“<sup>12</sup> - Geistliche Aspekte**

#### **1. Kraft erbitten: Verschiedene Gottesdienstformen**

V. a. die Arbeit in der Region gibt Raum für verschiedene und andere Gottesdienstformen. Für Gottesdienste, zu denen die Schwelle niedrig ist, weil sie für alle ‚neu‘ sind und nicht die einen erst das an Liturgie lernen müssen, was die anderen längst können. Auch ist die Schwelle zu Gottesdiensten niedrig, in die mehr als zehn Menschen regelmäßig kommen.

Und zugleich braucht es Gottesdienste und Andachten für die, die nicht mehr mobil sind; es braucht und es gibt einfache Andachtsformen, für die Menschen vor Ort Anleitung und Unterstützung bekommen können.

Die Kirche gehört ins Dorf.

Und das Gebet gehört in die Kirche.

So können Gottesdienste und Andachten verlässliche Ruhepunkte in der Woche sein, ohne viel Aufwand, mit kleinen, stimmigen Liturgien. Es lohnt sich gewiss, die unterschiedlichen Formen, die vor Ort entwickelt sind, zu sammeln und z. B. auf unserer Homepage zu veröffentlichen.

Und es lohnt sich gewiss, den Gemeindegliedern mehr zutrauen, auch von Seiten des GKR, und sie dann für ihre geistliche Aufgabe zu unterstützen

Den Gemeindegliedern mehr zutrauen, auch von Seiten des GKR, und sie dann unterstützen, einen eigenen Ausdruck geistlicher Präsenz zu finden und Liturgie und Verkündigung authentisch zu übernehmen. Wie sagte eine Gemeindepädagogin: „Lektoren sind oft in der Versuchung, wie Pfarrer zu werden in Habitus und Sprache, dann passt es nicht, ist nicht authentisch, dann wirkt es auch nicht.“

Ich bin überzeugt, zum ‚Kraft erbitten‘ gehört auch:

#### **2. Kraft erbitten: etwas sein lassen**

So braucht es für die Residenzpflichtigen Freiräume für Rückzug und für garantiert freie Erholungszeiten. Eine junge Pfarrerin im Entsendungsdienst berichtet: Ihr Gemeindekirchenrat hält ihr aus dem neuen Pfarrerdienstgesetz die Regelung vor, einen festen freien Tag gäbe es nur, „wenn es die örtlichen Gegebenheiten zulassen“. Und dies sei eben nicht so. Also habe sie keinen bzw. habe sie nur

---

<sup>12</sup> EG 428, 3: Komm in unsre laute Stadt, Herr, mit deines Schweigens Mitte, dass, wer keinen Mut mehr hat, sich von dir die Kraft erbitte für den Weg durch Lärm und Streit in zu deiner Ewigkeit.

einen freien Tag, wenn es in der Gemeinde passt. Da ihr Ehemann in einer 5-Tage-Woche berufstätig ist, belastet dies die Menschen und ihre Ehe in besonderem Maß.

Kraft liegt auch im Lassen, darüber müssen wir auch bezüglich der Pfarrhausfrage nachdenken. Was deckt die ‚Residenzpflicht‘ denn noch ab, wenn zu einer Pfarrstelle 22 Dörfer mit 15 Pfarrhäusern gehören? Dient die Residenzpflicht dann v. a. dazu, mit der Miete den Kredit der Gemeinde für die Renovierung abzuzahlen?

Zum Kraftschöpfen durch Lassen gehört auch, manches von dem Vielerlei pfarramtlicher Arbeit zu lassen, um Zeit für den geschwisterlichen Austausch zu haben. Der Sofakonvent für Hauptberufliche kann eine große Kraftquelle sein.

Im Kirchenkreis Wittenberg hat seit letztem Sommer die Diskussion begonnen, nicht mehr in allen Kirchen das Gleiche zu machen und deshalb manche Kirchen als Kirchen der Andacht, andere als Kirchen des Gottesdienstes zu bestimmen.

Und schließlich, ein letztes Beispiel wie durch Lassen neue Kräfte frei werden können: die Erfahrung aus einem Kirchspiel, Gemeinden mit kleinen Gottesdienstzahlen und Gruppen „sterben lassen“ können. Erst dann und danach kam ein neuer Aufbruch

In jedem „Lassen“ liegt die Bitte, Kraft von Gott zu bekommen. In jedem Lassen liegt das Eingeständnis: wir sind am Ende unserer Kraft.

Zum Kraft erbitten gehört auch

### **3. Kraft erbitten: vom Glauben sprechen können**

Ich freue mich sehr über den Glaubenskurs unserer Kirchenzeitung! Ich bin gespannt auf die weiteren Ausgaben und wünsche ihm eine segensreiche Wirkung.

Umbau ist im Kern und Wesen ein geistlicher Prozess. Unsere Strukturüberlegungen sollen darin ihre Mitte und ihr Ziel haben: dass sie helfen, Gemeinde von innen her umbauen. Dies kann mit Glaubenskursen und Exerzitien geschehen, mit Taizégottesdiensten und Kreuzwegstationen an Karfreitag, mit einem alternativen Krippenspiel am zweiten Feiertag, mit einem Passionsspiel in der Karwoche. Wichtig ist, nicht beim Thema ‚Unzufriedenheit‘ oder ‚Gleichgültigkeit‘ bei sich selbst und in den Gemeinden anzusetzen. Wichtig ist, bei dem anzufangen, dass die Gemeinde auferbaut wird – und nicht sich selbst aufbaut.

Dazu gehört auch die Akzeptanz in der Gemeinde, dass Gemeindeglieder theologisch denken und reden, ohne dass sie theologische Begrifflichkeit verwenden, wenn sie ‚anders‘ theologisch reden, akzeptieren dies Kerngemeinde und Hauptamtliche oft nicht.

Damit bin ich beim

#### **4. Kraft erbitten: sehen, was an geistlicher Kraft wirkt**

Es ist eine besondere Kunst der Gemeindeleitung, die Charismen und Gaben in der Gemeinde entdecken und in der Ausbildung unterstützen.

Es ist eine besondere Kunst der Gemeindeleitung, zu sehen und zu entdecken: Was wächst am Wegesrand? Wie gehen wir auf die Kinder und Jugendlichen und ihre Familien zu, die in unseren evangelischen Schulen mit dem Glauben in Berührung kommen?

Wie fühlt sich eine Gemeinde verantwortlich, die Schülerinnen und Schüler zu unterstützen, die Hilfe brauchen?

Wie übernimmt eine Gemeinde ehrenamtliche Dienste in Einrichtungen der Diakonie, der Caritas, der freien Wohlfahrtspflege.

Wie lernt eine Gemeinde sehen, was Gott ihr an Aufgaben und Gaben vor die Füße legt?

Erfahrung: ein GKR beschließt, ein Jahr „nur“ Gottesdienste zu feiern und das Gemeindehaus offen zu halten, gespannt, was dann passiert – nach einem Vierteljahr entwickelt sich neues. Darin liegt die Erfahrung, dass Innovation nicht aus dem laufenden ‚Kernbetrieb‘ heraus erfolgen kann, eher an den Grenzen.

Wie gehen wir um mit der geistlichen Kraft, die diejenigen mitbringen, die dieses Jahr ordiniert werden. Ja, die Bilder der künftigen Stadt wirken, sie sind Vorbild für die Visionen, die sie gezeichnet haben. Sie werden auf dem Umschlag des gedruckten Bischofsberichts sein.

Da sehen wir den Baum in Form eines Kreuzes, die Gemeinde mit Christus verbunden. Diese Kirche trägt Früchte, verschiedene Arten von Früchten. Sie stehen für die Vielfalt der unterschiedlichen Gemeinden und Vögel können sich darin niederlassen, und auch wieder davon fliegen.

Da sehen wir Fußspuren verschiedener Größen und Farben. Sie gehen in die Mitte und an den Rand. Sie treten sich auch bewusst auf die Füße. Ein schönes Bild für die geschwisterliche Ermahnung! Da sehen wir verschiedene Factten: Ein Ohr, denn Kirche soll hören und zuhören, auf Gottes Wort und auf die Menschen. D sehen wir einen Mund: Ja, wir brauchen Zuspruch und wir können Zuspruch geben. Da sehen wir eine grüne Hand: Sie steht für unser kirchliches Handeln und Gestalten, auch in der Gesellschaft, ein Handeln, das auffängt und trägt. Und, das zeigt das Herz, es soll mit Liebe geschehen und auf dem Weg bleibend, das zeigen die zwei Pilger. Wir sind auf dem Weg zu den Menschen, Kirche selbst ist auf dem Weg.

Und da sehen wir ein gemeinsames Bild auf vier Kacheln. Wieder ein Baum, diesmal als Puzzle. Er zeigt: Die Teile sind verschieden zusammengesetzt. Jedes Teil ist wichtig. Wir wachsen aneinander. Wir sind zugleich Früchte und tragen Frucht. Der dicke Stamm und Wurzeln stehen für die lange Geschichte und die Erfahrung: Gott lässt den Stamm wachsen. Auch dieser Baum kann Menschen

Heimat bieten, die Vögel kommen zu den Nestern, Menschen fühlen sich in der Kirche beheimatet.

Und da sehen wir eine bunte Kirche, die die Welt und ihre eigene Mitte nicht aus dem Blick verliert.

Und da sehen wir die Kirche als Kraftzentrum. Christus als ihre Mitte strahlt aus. Verschiedene Menschen leben in ihr, auch mit ihren Mängeln und stärken sich gegenseitig. Die Güter der Welt werden miteinander geteilt und die Kirche sorgt für ihr Umfeld und sorgt für die Welt. Im Abendmahl erhält sie Lebensnotwendiges und den Vorgeschmack auf das große Fest. Der Regenbogen sagt, wir dürfen unter dieser Verheißung leben.

So viele schöne Bilder. So viel geistliche Kraft. So viel Raum für Trauer und Schmerz. So viel Umbauideen und -erprobungen. So viele Papiere und Kundgebungen.

Liebe Synode, was braucht es, damit der notwendige Umbau getrost und zuversichtlich von vielen in ihre Herzen und Hände genommen wird?

In diesem Jahr werden es zehn Jahre, dass die Föderationssynode den Brief aus Halle geschrieben hat. Aus ihm spricht eine große Zuversicht und Mut zum Aufbruch.

Wir sind mitten in diesem Aufbruch begriffen.

Wir sind auf dem Weg. Wir sind in Gefahr, auf dem Weg müde zu werden. Gewiss brauchen wir Orte der Rast. Gewiss brauchen wir weitere Weggenossenschaft mit Gott und miteinander.

Und so möchte ich in meinen letzten Abschnitt darauf eingehen, wie wir den Umbau weiter angehen.

#### **IV. Zehn Jahre Brief aus Halle - Auf das Wie kommt es an**

Es braucht keine weiteren Papiere. Es braucht vielmehr ein kräftiges „Ja“ auf allen Ebenen zum Umbau. Dafür braucht es den nötigen rechtlichen Rahmen bzw. Gestaltungsspielräume. Dafür braucht es in manchem einen stärkeren Rückbau, um freie Ressourcen für den Umbau zu haben. Es braucht die Unterstützung der mittleren und der landeskirchlichen Ebene.

Es braucht Menschen, die sich gerne auf den Weg machen und etwas ausprobieren wollen. Es braucht Menschen, die sehen lernen, was da ist – an Schätzen, am Wegesrand, die nicht defizitorientiert auf Gemeinde und Welt schauen. Es kommt darauf an, die jeweils eigene Situation ernst zu nehmen. Der Austausch in den drei Runden hat es mir noch einmal vor Augen geführt: Was an einem Ort und in einer Region gelingt und jetzt richtig ist, das kann am anderen Ort und Region und zu anderem Zeitpunkt falsch sein. Es ist wichtig, dass wir die Verschiedenartigkeit unserer großen Landeskirche ernst nehmen.

Deshalb braucht es gerade kein Umbauprogramm oder einen zentralen Umbauplan oder weitere Papiere und Kundgebungen. Vielmehr braucht es Menschen, die vor Ort sehen lernen und mutig sind, mit dem, was da ist, zu bauen – und sich auferbauen zu lassen. Und es braucht zwischen diesen Menschen den Austausch

über die einzelnen Umbauerfahrungen. Es braucht wechselseitige Beratung.

Und es braucht Menschen, die dabei begleiten. Es braucht Menschen, die dabei einen gewissen Überblick gewinnen, Ideen und Erfahrungen weitervermitteln bzw. die Ideen und Erfahrungen über Gesprächs- und Austauschfäden miteinander verknüpfen, ja, für den Austausch sorgen. Es braucht Menschen, die sich in einer Umtauschwerkstatt treffen als Treffen von Multiplikatoren. Unser Gemeindegottesdienst war ein schönes Beispiel für solche Austauschforen.

Solche Begleiter und Verknüpfer, das können die Menschen aus den Visitationskommissionen sein, das sind die Menschen aus dem Gemeindedienst, den Akademien, unseren Diensten und Werken; das sind alle, die Leitungsverantwortung haben.

Und, das ist als geistliche Leitungsaufgabe klassische regionalbischöfliche Aufgabe. Nicht zu sagen: macht es so oder so. Vielmehr: Räume zu Gespräch und Austausch öffnen, auf Durststrecken ermutigen, für Rast und Kraft schöpfen mit besorgt sein. Darum besorgt sein, dass auch wir nah beieinander wohnen, so, wie Gott einst nah mitten unter uns wohnen wird.

Dietrich Mendt führt in dem schon genannten Aufsatz schön aus, wie in der Urchristenheit die Gemeinden ihre Ämter und Dienste je nach ihren Möglichkeiten und Bedarfen vor Ort entwickelt und gestaltet haben. Alle Schriften des Neuen Testaments sind Zeugnis dafür. Sie weisen uns den Weg, den wir gehen sollen.

Mit ihm teile ich den Eindruck: Es ist Zeit, dass wir an diese Freiheit anknüpfen und uns von zentralen und allgemeinen Vorgaben und Bildern verabschieden. Es ist Zeit, dass wir suchend bleiben. Nur eins ist dabei Not: dass Christus unser Haupt bleibt, dass sein Wort unseres Fußes Leuchte bleibt.

So klingen in Veränderungen und Verluste andere Klänge hinein, Klänge von Hoffnung und Zuversicht.

Ja, komm in unsre laute Stadt und stärke uns, die zukünftige zu suchen.

„Komm in unsre laute Stadt,  
Herr, mit deines Schweigens Mitte,  
dass, wer keinen Mut mehr hat,  
sich von dir die Kraft erbitte  
für den Weg durch Lärm und Streit  
hin zu deiner Ewigkeit.“<sup>13</sup>

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

---

<sup>13</sup> EG 428,3